

gial-kooperativem Arbeiten bereit? Bin ich bereit, dort, wo es nottut, zu polarisieren, aber auch Reibung zu minimieren? Gestalte ich die Verhältnisse, oder lasse ich mich von ihnen jagen? – Mit Fragen dieser Art gilt es sich auseinanderzusetzen, um mit Menschen und Verhältnissen in städtischen Räumen mehr als bisher Tuchfühlung zu bekommen. Um durchlässige Membran zwischen profaner Lebenswelt und kerngemeindlichem Raum zu werden. Als „verwundeter Arzt“ (H. Nouwen) erfüllt der Seelsorger in Frankfurt, Wiesbaden und anderswo in der Stadt einen immer weniger ersetzbaren Dienst. Er muß die Menschen seines städtischen Umfelds von Herzen mögen, wenn er im Namen Gottes etwas bewegen will. Getreu der chassidischen Weisheit: „In dieser unserer Zeit ist die größte Frömmigkeit, über alles Lernen und Beten, wenn man die Welt annimmt, wie sie steht und geht.“

Helmut Schriffel

Zu 1: Überforderung erlebe ich durch den zeitlichen Druck, der auf mir lastet. Um Punkt Uhr habe ich fröhlich zu sein für eine Taufe, um Punkt Uhr habe ich aufbauend zu sein für eine Trauung und um Punkt Uhr habe ich ernst und gefaßt bzw. erschüttert zu sein für ein Begräbnis. Weiters kommt dazu noch die Erwartungshaltung an mich, daß ich die Herzen der Menschen, die an der jeweiligen Feier teilnehmen, treffe. Ich will sie ja auch treffen – aber das erhöht den Druck nur.

Das *Ideenproduzieren*, eingezwängt zwischen Kontakten, Gottesdiensten, Terminen, kann belastend sein; natürlich ist es auch befreiend, aber viel Nervenbelastung ist damit verbunden.

Überforderung erlebe ich durch den Anspruch, den ich mir selbst in bezug auf meine Gemeinde stelle. Eine wachsende Gemeinde, in der ich vieles an Notwendigkeiten und Möglichkeiten sehe, es aber nicht wahrnehmen kann.

Überforderung erlebe ich in der Gemeinde durch die Haltung, daß, wenn jemand ein Problem hat, er erwartet, daß ich sofort voll verfügbar bin.

Zu 2: Ich habe Mut zur Lücke, denn ich weiß, daß ich nicht alles machen kann. Ich überlasse bewußt Gott seinen Teil unserer gemeinsamen Arbeit.

Ich bin auch manchmal zornig, wenn meine Nerven schon total geschwächt sind, das merken die Menschen auch öfter, und das tut mir dann doppelt leid. Ich kann mich aber auch fallen lassen, trotz äußerster Hektik, in einen Sessel, in ein Gebet, in eine Predigtvorbereitung, in ein Rasenmähen, in ein Gedicht (gelesen oder selbst verfaßt).

Ich mute meinen Gemeindemitgliedern selbständige Arbeit zu. Ich lehne höflich, aber bestimmt auch Dinge ab. Ich nehme gelassen zur Kenntnis, daß ein anderer Pfarrer oder Diakon diese oder jene Sache anders, besser, . . . machen würde.

Ich bin traurig über Dinge, die nicht geschehen können und um die wirklich schade ist und für die ich niemanden gewinnen kann, weil anscheinend nur ich verstehe, daß ein „Dritte-Welt-Kreis“ wichtig wäre oder die Hausbesuche bei den Neuzugezogenen . . .

Zu 3: Dies ist zum Teil in 2. beantwortet. Weiters: Mehr Aufteilung der pfarrlichen Arbeit auf Mitarbeiter. Üben in Geduld. – Nicht erwarten, daß es einmal besser wird.

Überforderung als Chance sehen, daß ich über mich hinauswachsen kann.

Die Liebe muß das erste bleiben. Aus den Strukturen ausbrechen und neue Formen der Mitarbeit und der pastoralen Dienstämter innerhalb der Gemeinde suchen. Aufteilen der Arbeit in viele kleine Bereiche, die vom Einzelnen, den ich fordere, bewältigbar sind.

Darauf vertrauen, daß Gott die Welt retten wird, auch wenn ich nicht alles, was ich als notwendig sehe, tue.

Hedi Weinzettl

Zu 1: *Zeit:* Die Vielfalt der Aufgaben in der Pfarre sorgt für ein „Ende nie“. Es ist selten der Fall, daß die Arbeitszeit genügt. Je länger ich in dieser Pfarre arbeite (jetzt im vierten Jahr), desto mehr kommt auf mich zu. Es „läuft“ immer mehr, und es gelingt nicht immer, Altes abzugeben und Neues nicht wieder selber zu tun.

Körperlich/gesundheitslich: Der Verschleiß wird immer spürbarer. Das ist auch eine Altersfrage. Zuwenig Schlaf und Erholung rächen sich. Druck entsteht durch „Das schaffe ich nie“.

Vorgesetzte und andere Hauptamtliche: Unterschiedliches Verständnis von Gemeinde, von pastoralem und persönlichem Einsatz.

Menschen, die Erwartungen an mich haben: Kein Verständnis für meine Grenzen. (Ich kann eben nicht alles.) Ich kann nur begrenzt mit Menschen „mitleben und mitleiden“. Eine Pastoralassistentin soll alles wissen, können, immer da sein . . .

Durch mich selbst: Ich nehme zuviel an, teile nicht richtig ein; lasse mich von Vorwürfen und Kritik persönlich treffen, obwohl oft nicht ich gemeint bin. Freizeit wird nicht konsequent genug eingehalten.

Zu 2: In Zeiten großer Belastung bin ich unfähig, zu unterscheiden, wo etwas an mir liegt bzw. wo ich nichts tun kann oder wo es außerhalb von mir seine Ursachen hat. Überreizt, fast unbelastbar, bring' ich dann „nichts weiter“. Ich versuche dann, Abstand zu gewinnen, *kleine Schritte* zu überlegen und auch zu *tun*.

Zu 3: Laien und Priester müssen noch viel lernen, wie in einer Gemeinde *miteinander* (und nicht *gegeneinander*) gearbeitet werden kann. Nötig sind Toleranz, Fähigkeit zu echter Teamarbeit und ein großer Vertrauensvorschuß füreinander. Das Gemeindeverständnis muß halbwegs übereinstimmen, da wir uns sonst gegenseitig aufreiben. *Die Ausbildung muß Befähigung zum Dienst sein!* *Planen* lernen ist keine verlorene Zeit.